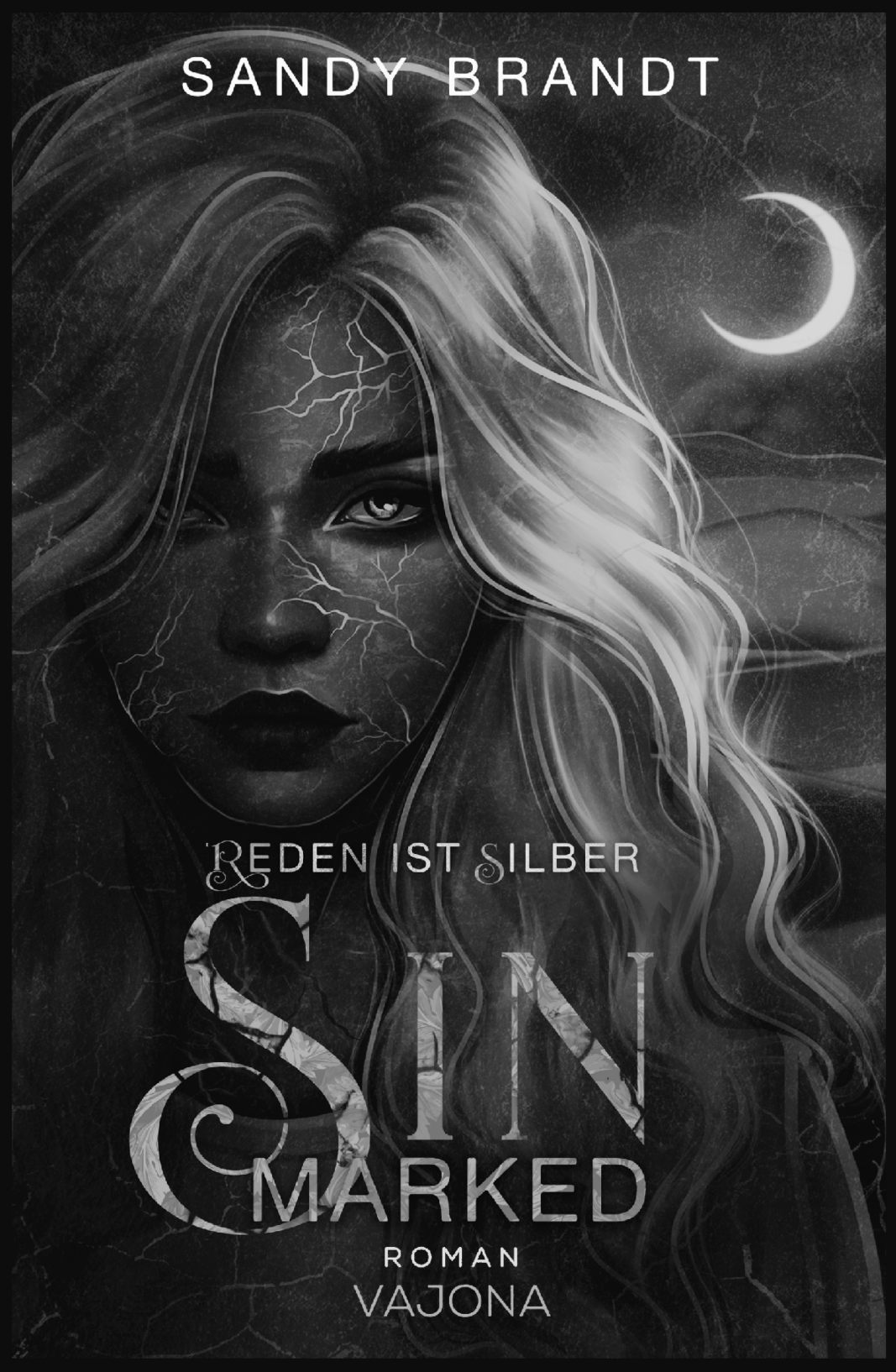


Sandy Brandt

SINMARKED

Reden ist Silber

(Band 1)



SANDY BRANDT

REDEN IST SILBER

SIN MARKED

ROMAN
VAJONA

*Für alle, die wie Kyle keine Gnade kennen.
Wir schützen, was wir lieben.*

Denn das Schöne ist nichts
als des Schrecklichen Anfang [...].

Rainer Maria Rilke

Vorwort

Um zu überleben, musst du ~~schweigen~~ – oder für dein Recht auf ~~Freiheit~~ kämpfen.

~~Jedes~~ Wort bleibt für immer als Narbe. Jedes ~~Wort~~ ist eine unauslöschliche Sünde.

Eine ~~Hitzewelle~~ hat ~~Nordamerika~~ in eine lebensfeindliche Wüste verwandelt. Nur wenige Städte wurden wieder aufgebaut: Über sie herrscht die ~~Elite~~ stumm, während die sprechende Bevölkerung als ~~Abschaum~~ gilt.

Wirst du gemeinsam mit den Schweigenden ~~halten~~ vor den Lügen und dem ~~Zerfall~~ der Menschheit beschützen? Oder schließt du dich den ~~Rebellen~~ an, um gegen die Elite in den ~~Kampf~~ zu ziehen, die jeden vernichtet, der ihren ~~Glauben~~ nicht teilt?

~~Treu~~ dich und öffne die nächsten Seiten, um vollends der Macht in Halem zu verfallen.

Auf welcher ~~Seite~~ stehst du?

Prolog

Unter der sengenden Hitze der Sonne nähren sie uns die Mäuler zu.

Einer der Aufseher stößt mich vorwärts, sodass ich mit den nackten Knien im heißen Wüstensand lande. Ich schaue zu Boden, beobachte die goldenen Risse auf meiner Haut, die immer größer werden. Wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch.

Jemand zerrt an meinen Haaren und reißt meinen Kopf nach oben.

Sie wollen, dass wir zusehen.

Mir gegenüber hockt Heather im Sand. Ihre gerötete Haut wirft Blasen. Sie haben uns um vier Uhr morgens hier rausgezerrt und uns in der Sonne schmoren lassen. Jedes Mal, wenn ich schlucke, brennt meine Kehle und meine Sicht flimmert. Hinter Heather erstreckt sich nichts als die weite Wüste, nur durchbrochen von menschlichen Skeletten. Ich kann sie nicht sehen, aber ich weiß, dass sie da sind.

Ich kenne sogar ihre Namen. Jeder weiß, dass die Flucht dort endet. Manche versuchen es trotzdem. Auch ich habe schon daran gedacht. Die Sonne würde mein Leben innerhalb weniger Tage beenden – wenn nicht vorher die wilden Tiere nachhelfen würden.

Es wäre der einfache Ausweg.

Ich kralle meine Finger in den heißen Sand. Der einfache Aus-

weg kommt für mich nicht infrage. Wenn ich brenne, werden sie alle mit mir in Flammen aufgehen.

Einer der Aufseher packt Heathers Kopf von hinten und fixiert sie. Auf ihrer Haut sind keine goldenen Risse zu sehen. Der Drang, zu sprechen, ist versiegt. Denn genau dieser Drang hat sie hierher gebracht.

Uns alle.

Ich schaue zu den anderen dreiundzwanzig Insassen, die wie ich im Sand hocken. Die meisten von ihnen sehen verängstigt aus. Die anderen wirken abwesend. Gut für sie. Dann bekommen sie weniger mit.

Eine Pflegerin tritt auf Heather zu, in ihrer Hand blitzt eine Nadel auf. Durchs Ohr schlingt sich ein dicker schwarzer Faden.

Bei diesem Anblick windet sich Heather und der Griff des Aufsehers wird fester. Die Pflegerin hockt sich hin und versperrt mir die Sicht auf Heather. Dennoch weiß ich, wann sie den ersten Stich setzt.

Heathers Schmerzensschrei hallt durch die Wüste und er stirbt in ihr, genauso wie jedes andere Leben, das dort Zuflucht gesucht hat.

»Nein!«, schreit sie, und wir alle zucken zusammen.

Jedes Wort, das über ihre Lippen kommt, macht es nur noch schlimmer. Zum einen, weil es sowohl die Pfleger als auch die Aufseher wütend macht. Andererseits weil die Pflegerin nicht innehält, auch wenn Heather schreit.

»Nein, nein, *nein!*« Jedes Wort erscheint blutrot auf ihrem Hals und ihrer Stirn, doch sie hört nicht auf, brüllt immer lauter.

Bis ihre Stimme verstummt.

Die Pflegerin tritt zur Seite, als würde sie ein Kunstwerk präsentieren.

Heather wird nur vom Griff des Aufsehers aufrecht gehalten. Ihre blassen Wangen glänzen von Tränen, doch mein Blick huscht

sofort zu den schwarzen Nähten, die ihren Mund verschließen.
Blut sickert hinab.

Sie sieht aus wie eine entstellte Puppe.

Mir dreht sich der Magen um und ich kralle die Finger fester
in den Sand.

Niemand spricht. Heathers Anblick erzählt die Geschichte
auch ohne Worte.

In wenigen Minuten werden wir alle so aussehen.

Als Strafe. Weil wir gesprochen haben.

Automatisch huscht mein Blick zu meinen Händen. Die
Wörter sind nicht mehr so frisch wie Heathers Schreie, aber noch
immer gut zu sehen.

Fickt euch. Fahrt zur Hölle.

Ich bereue keines davon.

Als könnte sie meine Gedanken lesen, lächelt mir die Pflegerin
zu. Und ich weiß, dass ich die nächste bin. Auch wenn andere an
dem Aufstand beteiligt waren, habe ich alles geplant.

Sie kommt auf mich zu und holt eine neue Nadel mit einem
Faden aus ihrer Tasche. Der Aufseher hinter mir hält meinen
Kopf fest, aber das ist nicht nötig.

Ich werde nicht wegsehen.

Sie kniet sich vor mich und setzt den ersten Stich oberhalb
meiner Lippe. Der Schmerz dringt bis in meinen Brustkorb und
ich beiße die Zähne zusammen. Ihr Lächeln wird breiter, als sie
den zweiten Stich setzt und den Faden hinterherzieht. Ich spüre,
wie er durch mein Fleisch schneidet und das Blut auf mein Kinn
tropft. Übelkeit steigt in mir auf und meine Sicht verschwimmt,
doch ich sehe nicht weg.

Fickt euch. Fahrt zur Hölle, denke ich immer wieder, während sie
mir den Mund zunäht.

Nach einiger Zeit bemerkte Gott, dass die Menschen ihre eigenen Worte nicht mehr achteten. Sie benutzten sie ungeachtet aller Konsequenzen, verletzten ihren Nächsten und belogen ihre eigenen Familien. Da beschloss Gott, dass es an der Zeit war, den Menschen zu bestrafen.

Von nun an erschien jedes gesagte Wort unwiderruflich auf der Haut der Menschen, um sie daran zu erinnern, ihre Worte mit Bedacht zu wählen. Diejenigen, die dennoch logen, wurden mit der ewigen Sichtbarkeit dieser Lüge als unauslöschliche Sünde bestraft.

Ehrliche Worte dienten den Menschen als Zierde. Doch mit der Zeit brüsteten sie sich damit, achteten nicht mehr das einzelne Wort, bis jedes die Bedeutung verlor. Und so wurde das Schweigen zum einzigen Weg, seine Makellosigkeit vor Gott zu wahren.

Aus: Das Heilige Wort.

Kapitel 1: Die Schöpfungsgeschichte des Menschen.



Wenn niemand ein Wort sagt, gilt die Verhandlung heute als gelungen.

Bis jetzt unterlief keinem von uns ein Fehler. Die Köchin, die Mutter extra für diesen Abend engagiert hat, servierte die Gänge in einem Abstand von zwölf Minuten. Die Musik, die Vater schon drei Tage vorher ausgesucht hat, plätschert in genau der richtigen Lautstärke vor sich hin. Draußen streicht der Wind über die Wüste und die seit Stunden gleichklingende Pianomusik vermischt sich mit dem Klang des Wüstensandes, der gegen die Fensterscheiben prasselt.

Wenn ich mich konzentriere, höre ich die einzelnen Sandkörner, die in wilder Choreografie auf das Glas treffen. Es klingt wie ein Flüstern, ein gewisperter Lockruf, der in den Ohren kitzelt und meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ich stelle mir vor, wie ich das Fenster öffne und der Wind durchs Esszimmer peitscht, mein Kleid anhebt und über meine Haut fährt – als würde er mir Leben einhauchen.

Mein Vater stellt seine Teetasse aufs Service und das Klingen des Porzellans reißt mich aus meinen Gedanken. Mit klopfendem Herzen greife ich nach meiner eigenen Tasse. Der Tee darin bebt leicht und ich gebe mir Mühe, meine Hand stillzuhalten.

Ich zwingen mich zu lächeln, ohne Zähne zu zeigen, sobald unsere Gäste in meine Richtung sehen.

Nicht, dass das häufig geschieht. Als Mr und Mrs Seymour mit ihrem Sohn unser Haus betraten, musterten sie mich kurz. Ihr Blick glitt von meinem Gesicht zu meinen Schultern und Armen – die dank des schulterfreien Kleides nackt waren – und schlängelte sich an meinen Beinen hinab, sodass ich eine Gänsehaut bekam.

Sie sahen zufrieden aus. Kein einziges Wort prangt auf den sichtbaren Teilen meines Körpers. Genauso, wie meine Eltern es ihnen vor etwa zwei Jahren versprochen hatten, als die Ehe zwischen mir und ihrem Sohn vereinbart wurde.

Das war das einzige Mal, dass Mrs und Mr Seymour mich richtig angesehen haben. Mr Seymour hatte ein Lächeln aufgesetzt, das er so selbstverständlich anlegt wie eine Jacke. Das gleiche Lächeln trägt er, wenn er in der Kirche die Hände hebt, um den Gottesdienst einzuleiten oder wenn Fotos von ihm in der Zeitung abgedruckt sind.

Ob er schon immer so lächelte? Oder brachte es ihm jemand bei, als er zum Presider ernannt wurde? Ich kann es nicht sagen. Seit ich denken kann, ist Graham Seymour Herrscher von Halem. Früher fiel mir jedoch nie auf, wie die Mimik um seine grünen Augen herum erstarrt, obwohl er lächelt.

Isolde Seymour spart sich das Lächeln gänzlich. Vielleicht muss man nicht freundlich aussehen, wenn man die Frau des Presiders ist; oder sie weiß, dass ihre feinen Gesichtszüge ohne Regung besser zur Geltung kommen. Als die Primera zur Begrüßung meine Hand schüttelte, weiteten sich ihre Augen nur für eine Sekunde vor ungewollter Anerkennung meiner reinen Haut.

Am Esstisch studiert Mrs Seymour mit zusammengekniffenen Augen die Ölgemälde und Urkunden an den Wänden oder beäugt das Teeservice. Alle paar Minuten streift mich ihr Blick, tastet meine Schultern, meine Arme ab, auf der Suche nach Wörtern, die nicht da sind. Als sie einen winzigen Sprung in ihrer Teetasse entdeckt, verzieht sich ihr Mund. Jetzt lächelt sie mich doch an: Ihre Lippen sind zusammengekniffen, während ihr Mundwinkel zuckt. Bedauernd legt sie den Kopf schräg, als wäre der Sprung in dem Porzellan mein persönlicher Makel.

Graham Seymours Lächeln hingegen schwankt nicht einmal, während er seine Suppe löffelt. Er lässt meinen Eltern ein anerkennendes Nicken zukommen, als sein Blick über mich hinweggleitet.

Ich fühle mich wie ein Klavier, das elegant in der Ecke steht, aber auf dem niemand spielen kann.

Ihr Sohn Raphael sieht mich gar nicht an. Nicht einmal beim Händeschütteln in der Diele. Beim Eintreten richtete er den Blick auf den Boden, als hätte er etwas verloren. Seine hellbraunen Locken sind so streng zurückgekämmt, dass meine Kopfhaut bei dem Anblick schmerzt.

Während des Essens bemühe ich mich, ihn ebenfalls nicht anzustarren, aber es ist, als wären meine Augen ein Kompass und Raphael der Norden. So als wüssten sie Bescheid, dass dies der Mann ist, den ich in Zukunft jeden Morgen und jeden Abend vor dem Schlafengehen zu Gesicht bekommen werde. Ob er die Haare immer so streng zurückkämmt?

Selbst während ich die Zucchinisuppe löffle, sehe ich heimlich auf, um einen Blick zu erhaschen. Ich traue mich nicht, zu beurteilen, ob er attraktiv aussieht. Die Presse schreibt, er sehe aus, als sei er den Aufgaben eines zukünftigen Presiders – das Oberhaupt der Stadt Halem – gewachsen. Immer wieder schreiben sie von seinen wachsamen grünen Augen. Was auch immer das heißen mag. Seitdem er am Tisch sitzt, starrt er die meiste Zeit auf seinen Teller, sodass ich nicht sagen kann, ob es der Wahrheit entspricht. Was soll das überhaupt heißen – wachsame Augen? Raphael wirkt abwesend und ich bezweifle, dass er mitbekommen würde, wenn ein wildes Tier auf den Tisch springt. Ich verkneife mir ein Lachen und sehe schnell wieder auf meine Suppe.

Meine Eltern sagen, Raphael sei ein stattlicher junger Mann. Die Bediensteten in unserem Haus dagegen flüstern nur, er habe große Ohren.

Letzteres stimmt auf jeden Fall.

Schnell senke ich den Blick. Es nützt mir nichts, über sein

Äußeres nachzudenken. Nur die reine Haut zählt und dass ich in einer Woche seine Ehefrau sein werde. Er könnte aussehen wie eine Hyäne, es würde keine Rolle spielen.

Denkt er, *ich* sehe aus wie eine Hyäne? Auch das wäre egal, denn er hat genauso wenig darüber zu bestimmen, wen er heiratet, wie ich. Trotzdem wurmt mich der Gedanke und ich lasse die Suppe vom Löffel zurück in die Schüssel tropfeln.

Raphaels Vater, Graham Seymour, winkt den Sprecher zu sich, den meine Mutter für unsere Gäste gebucht hat. Der Mann tritt sofort an den Tisch und nimmt den Schreibblock entgegen, den Mr Seymour in den letzten fünf Minuten gefüllt hat. Am rechten unteren Rand der Blätter sind die Halem-Rosen eingestanz, angeordnet zum Dreieck: oben golden, links silber, rechts schwarz. Sie symbolisieren die Dreifaltigkeit unserer Stadt – die Kirche oben und an ihrer Seite der Presider und die Rosenwache. Natürlich hängt auch in unserem Wohnzimmer das Stadtwappen, aber ich hege den Verdacht, dass Graham Seymour selbst seine Unterhosen mit den drei Rosen bestickt.

Hitze steigt mir ins Gesicht und ich stütze den Kopf auf den Händen ab, um die roten Flecken zu verbergen, die mit Sicherheit auf meinen Wangen prangen. Meine Mutter wirft mir einen warnenden Blick zu. Schnell falte ich die Hände auf dem Schoß und sehe zum Sprecher, der sich noch immer Graham Seymours Worte durchliest.

Mit der Technik, die noch vor der großen Hitze existiert hatte, wäre unser Leben einfacher. Doch die Hitze hat den größten Teil der Technologie zerstört. Seitdem ist es verboten, die Technik wieder aufzubauen, denn wenn es Gottes Wille war, sie zerstören – wer sind dann wir, dass wir uns dem widersetzen?

Im Gegensatz zu der Haut aller Anwesenden am Tisch ist die des Sprechers mit Wörtern übersät. Die Narben heben sich vom dunklen Teint seiner Haut ab wie Blitze vom Nachthimmel. Dazu kommt der goldene Schimmer, der immer auftaucht, wenn Narben von Worten die Haut verunstalten. Ist die Haut rein, so wie meine, glänzt sie silbrig wie der Mond.

Auch meine Eltern tragen ein paar Wörter. Auf ihrer hellen Haut hingegen stechen sie nicht sofort ins Auge. Dasselbe gilt für Raphaels Eltern, bei denen ich schon zu Beginn vereinzelte Narben auf den Unterarmen sah. Ungeachtet ihres Teints weisen sie alle den silbrigen Schimmer aus.

Raphael selbst trägt einige Wörter auf seinem Rücken – nicht, dass ich den gesehen hätte, das ist jedoch allgemein bekannt – und sogar welche auf den Beinen. Ich erinnere mich, dass in einem Zeitungsartikel stand, die Wörter stammen aus der Zeit, als Raphael in die Pubertät kam. Der Artikel hatte eine Diskussion ausgelöst: Der Prior der Kirchen, Pharrell Bosworth, hatte dafür plädiert, Kindern ab zehn Jahren das Sprechen zu verbieten, damit sie sich nicht durch Unwissenheit die Haut ruinierten. Ärzte hatten jedoch dagegen gestimmt. Man könne nicht vorhersehen, wann das erste Wort als Narbe bleibe, und es wäre ungesund für die geistige Entwicklung, so früh das Sprechen einzuschränken. Mein Vater nahm das zum Anlass für eine neue Geschäftsidee. Der Trank, der kurzzeitig die Stimmbänder lähmt, kam für seine eigene Tochter jedoch zu spät auf den Markt, sodass er trotz der Warnungen auf Bosworths Methode zurückgriff.

Mit einem hohlen Gefühl in der Brust starre ich auf meine nackten Beine. Ich sollte dankbar dafür sein, dass mein Vater solche radikalen Maßnahmen anwandte. Nur aus diesem Grund sitzen wir heute hier. Dennoch ballt sich eine Faust in meinem Magen zusammen.

Der Sprecher räuspert sich, um die Worte auf dem Notizblock vorzutragen. »Mr Seymour denkt, dass die Hochzeit mit einem Spaziergang des Bräutigams und der Braut auf dem großen Marktplatz in Hever enden sollte. Die sechs Prioren werden ebenfalls anwesend sein. Somit stellen wir die größtmögliche Aufmerksamkeit sicher.«

Die Stimme des Sprechers klingt geübt emotionslos. Er hat keine eigene Meinung; er ist das Sprachrohr von Mr Seymour, zumindest für den heutigen Abend.

Dagegen spannt sich mein gesamter Körper an und ich schiebe

die Suppenschüssel endgültig von mir weg. Wann war ich das letzte Mal im Stadtviertel Hever? Es muss Jahre her sein. Alles, woran ich mich erinnern kann, sind enge Gassen und der Geruch nach faulem Obst. Dabei ist Hever nicht einmal das ärmste Viertel Halems.

Mein Vater scheint meine Nervosität nicht zu bemerken, obwohl er direkt neben mir sitzt. Er nickt und nimmt seinen eigenen Schreibblock zur Hand. Dann winkt er den zweiten Sprecher zu sich.

»Jeder soll sehen, wie glücklich sie sind«, liest der Sprecher die Worte meines Vaters vor, »und wie rein. Niemand darf an diesem Tag daran erinnert werden, dass es draußen Ungeziefer gibt, das am Glauben zweifelt.« Der Mund des Sprechers verzieht sich am Ende zu einer Grimasse.

Wir anderen zucken zusammen. Niemand wird gerne an die Ungläubigen erinnert. Die Erwähnung derer, die darauf aus sind, unsere Lebensweise zu vernichten, indem sie Halem terrorisieren, wirkt wie eine kalte Dusche für mich. Das Bild eines zerbombten Gebäudes vermischt sich in meinen Gedanken mit einem ohrenbetäubenden Schrei und dem Knall einer zugeschlagenen Autotür.

Die Erinnerung krallt sich mit scharfen Nägeln in mein Innerstes. Ich presse die Fäuste unterm Tisch zusammen und konzentriere mich auf dieses neue Gefühl, das heiß in meinen Adern lodert und von den Bildern in meinem Kopf befeuert wird.

Raphaels und meine Hochzeit wird ein Symbol dessen sein, was wir versprochen haben, zu schützen: ein Leben ohne Lügen. Kein Mädchen aus Halem hat eine so reine, silbrig glänzende Haut wie ich. Nur ein einziges Wort prangt auf meinem Rücken; dort, wo es niemand sieht. Raphael wird mich heiraten, und wenn sein Vater abdankt, wird er der Presider und somit Herrscher der Stadt und ich werde die Primera an seiner Seite sein.

Mutter und Vater lächeln zufrieden. Vielleicht denken sie dasselbe wie ich. Nichts macht sie glücklicher als die blendende Zukunft ihrer Tochter.

Ich sehe Raphael an und in diesem Moment hebt er ebenfalls

den Kopf und unsere Blicke treffen sich. Er hat wirklich grüne Augen. Ein wohliges Gefühl breitet sich in mir aus, als hätte sein Blick warmes Wasser in meiner Brust ausgegossen. Ich will ihm zulächeln, ihm zu verstehen geben, dass ich der Meinung unserer Eltern bin. Gemeinsam können wir es schaffen, Halem durch unsichere Zeiten zu führen. Doch ehe ich auch nur einen Mundwinkel heben kann, sieht Raphael schon wieder weg.

Das warme Gefühl in meinem Inneren schwindet und wird durch eine Leere ersetzt, in der mein Herzschlag als hohles Echo widerhallt.

Das wird meine Zukunft: in Stille und Frieden, im Einklang mit dem Heiligen Wort.

Dabei sollte es niemals *meine* Zukunft sein.

Heute gelang es uns, die St. Henry's Church zu erobern und die dort tagenden kirchlichen Anführer als Geiseln zu nehmen. Die Geiselnahme dauerte höchstens dreißig Minuten, dann stürmte die Rosenwache das Gebäude und eröffnete das Feuer. Xav, Gyllan, Freddy und Martha wurden getroffen. Wir neun anderen schafften es im letzten Moment, zu flüchten.

Wir haben ihnen zu Ehren Denkmäler gesetzt, auf dem Friedhof in Nonsuch. Die stummen Fische – diese selbst ernannten Aristokraten – haben die Tafeln bereits in der folgenden Nacht abgerissen, doch sie werden die Geiselnahme nicht verschweigen können.

Der nächste Schlag wird folgen, lauter als je zuvor. Wir brauchen die Aufmerksamkeit. Irgendwann werden sich immer mehr Menschen unserer Sache anschließen. Gemeinsam werden wir den stummen Fischen zeigen, was ihre Unterdrückung anrichtet.

Dann stoßen wir sie nieder und reißen sie in Stücke. Ich kann es kaum erwarten. Der 2. September 313 wird in die Geschichte eingehen.

Gezeichnet: Jefferson,
Tagebuch eines Rebellen



Nichts ist verlässlicher als Eisen. Immer wieder tauche ich das Hufeisen in kaltes Wasser und genieße das Geräusch, das es von sich gibt. Bei dem leisen Zischen bekomme ich eine Gänsehaut. Ich lege das Hufeisen zu den drei anderen auf die Werkbank und lasse mich auf dem Stuhl daneben nieder. Schweiß rinnt über meine Stirn und ich wische ihn schnell mit dem Handrücken ab, bevor er mir ins Auge läuft.

Alle meine neusten Arbeiten liegen ausgebreitet vor mir und warten darauf, verkauft zu werden. Von oben aus dem Wohnbereich ertönt Utahs Fluchen und ich rolle mit den Augen. Wahrscheinlich hat er wieder mal etwas fallengelassen. Seine schweren Schritte lassen die Holzdecke über mir beben; ich kann ihn fast vor mir sehen, wie er grummelnd über die Dielen poltert, und muss lächeln. Das Fluchen meines Meisters ist wie ein bekanntes Lied, das zum Hintergrund meiner Arbeit gehört. Ebenso wie das Klingeln der Glocke, das soeben einen Kunden ankündigt. Beim Aufstehen streiche ich mir die Eisenspäne von der Kleidung, ehe ich zur Tür gehe.

»Ich komme!«

Utah verzieht jedes Mal die Mundwinkel, wenn die Kunden in die Arbeitsräume spazieren. Die Ungeduldigen führt es oft hierher, wenn nicht schnell genug jemand im vorderen Lagerraum erscheint, der als Verkaufsfläche fungiert.

»Kein Stress, ich bin's nur.«

Lonnys Stimme. Er besucht mich so häufig bei der Arbeit, dass sein sommersprossiges Gesicht ebenso zum Inventar gehört, wie der Wetzstein in der Ecke.

»Na dann ist ja – *gut*.« Ich verschlucke mich fast an dem letzten Wort, als ich in den Verkaufsraum komme. Denn dort steht nicht nur Lonny. Gleich hinter ihm füllt Masons gewaltige Statur den ganzen Türrahmen aus, sodass ich unweigerlich einen Schritt zurücktrete.

Wie selbstverständlich betritt Mason mein Zuhause und mit ihm dringt staubige, trockene Wüstenluft in den kühlen Raum. Masons Schulter streift das Regal mit meinen Werkzeugen, und anstatt mich zu beachten, nimmt er ein Messer – eine meiner besten Arbeiten – in die Hand. Seine Finger hinterlassen schweißfeuchte Abdrücke auf dem Griff, als er es prüfend von einer Hand zur anderen reicht und so vor sein Gesicht hält, als hätte er Ahnung davon.

Ich bleibe im Durchgang zum Verkaufsraum stehen und verschränke die Arme. Es gibt keinen Grund, nervös zu sein. Niemand zwingt mich, vor Mason zu kuschen, so wie Lonny um ihn herumwuselt. Ich bin kein Teil seines Gefolges. Er ist nicht mein Anführer.

Ich strecke den Rücken durch, um gegen das unangenehme Gefühl anzukämpfen, das mich in Masons Gegenwart überkommt. So als wäre ich weniger wert. Mit zusammengepressten Lippen balle ich die Hände zu Fäusten. Ich dachte, ich hätte mich die letzten Male klar ausgedrückt.

Bevor ich meinem Ärger Luft machen kann, hebt Mason den Blick vom Messer und sieht mich an. »Kyle«, sagt er und sogleich erscheint mein Name in kratzigen, blutigen Buchstaben auf seinem Hals, als würde ein unsichtbarer Tintenhalter die Worte dort eingravieren. In wenigen Stunden wird die blutige Schrift zu einer hellen Narbe verblassen und diese bleibt wie ein geisterhafter Kuss ewig auf der Haut. »Schön, dich wiederzusehen.«

Masons Stimme ist ein durchdringender Bass, der den Körper

in Schwingungen versetzt und mich dazu drängt, zu rennen, zu schreien oder etwas zu zerreißen. Aber nur, wenn ich sie draußen auf dem Platz höre. In meinem kleinen Zuhause klingt seine Stimme einfach nur zu laut und ich werde daran erinnert, dass er hier nichts verloren hat.

»Kann ich nicht behaupten«, erwidere ich. »Warum muss ich das gleiche Gespräch jede Woche wieder führen, Mason?« Ebenso wie mein Name steht jetzt seiner auf meiner Haut, zusammen mit den anderen Worten. Ich spüre das kleine Kratzen an meinem unteren Rücken und verkneife mir ein Grinsen: Was er sagt, geht mir wortwörtlich am Arsch vorbei.

Ich starre zu Lonny und will seinen Blick einfangen, doch er sieht mich nicht an. Seine Schuhe scheinen ihn zu faszinieren, denn sein Blick bleibt daran kleben.

Mason legt das Messer zurück aufs Regal – aufs falsche, wohl-gemerkt – und macht einen Schritt auf mich zu. Seine bedachten Bewegungen gleichen denen eines Raubtiers, aber die ausgestreckten Hände signalisieren, dass er unbewaffnet ist. »Lonny meinte, dass wir dich vielleicht noch überzeugen können.«

Wieder sehe ich Lonny an. Würde man das Gift aus meinen Gedanken extrahieren und ins Meer kippen, würden die Fische schnell mit dem Bauch nach oben schwimmen. Aber Lonny bemerkt das gar nicht. Er fährt sich mit der Hand durch die roten Haare und sieht sich die Decke an, als wäre sie ein Kunstwerk.

»Hier ist viel zu tun.« Ich deute mit einem Kopfnicken zur Werkstatt. »Also wenn ihr nichts anderes wollt, dann ...« Ich sehe demonstrativ zur Tür. Wenn Mason nicht verschwindet, schmeiße ich ihn höchstpersönlich raus.

Lonny macht einen Schritt zurück, Mason hingegen bleibt mitten im Raum stehen. Ich verstehe, weshalb die Leute ihn zum Anführer dieser selbsternannten Rebellion gewählt haben. Mit dem gemeißelten Gesichtsausdruck und den breiten Schultern nimmt er den ganzen Raum ein, wie ich es noch bei keiner anderen Person in so jungen Jahren erlebt habe. Er ist gerade einmal

fünfundzwanzig, nur drei Jahre älter ich, und führt eine Rebellion an. Mason hat Lonny mit diesem Auftreten eingefangen und ihn dazu gebracht, jedes Wort sofort in einen Befehl umzuwandeln.

Ich bin kein Fan von Befehlen.

»Die Rebellion wird stärker, Kyle«, fährt Mason fort und bei seiner Stimme denke ich an aufziehende Gewitterwolken. »Die Bewohner Halems werden unruhig. Wir schaffen eine neue Welt, ohne die Kirche. Menschen in Machtpositionen, die sich nicht vom Heiligen Wort einschränken lassen – stell es dir nur einmal vor! Der Angriff auf die Kirche war ein Erfolg. Wer jetzt auf unserer Seite steht, wird auch siegen, wenn wir die stummen Fische gestürzt haben. Hilf uns dabei.«

»Da sind keine Seiten – zumindest nicht für mich.« Ich kratze mich demonstrativ hinterm Ohr, sodass mein Ärmel hinunterrutscht und Mason meinen vollgeschriebenen Unterarm zu sehen bekommt. Obwohl ihm der goldene Schimmer, der meine Haut bedeckt, nicht entgehen kann. »Das, was ihr als Erfolg bezeichnet, nenne ich Mord. Zumal das Ganze schon fast zwei Jahre her ist, und seitdem hat sich nicht das Geringste getan. Ich arbeite und lebe hier. Und daran wird sich auch nichts ändern, wenn ihr die Silberfische stürzt. Mir ist es scheißegal.«

Mason nickt, macht jedoch keine Anstalten, zu verschwinden. Er fährt sich durch seinen braunen Dreitagebart und sieht sich im Raum um. »Dir geht's gut, das sehe ich. Ich frag mich nur, was passiert, wenn sie deinem Ziehvater die Schmiede wegnehmen?«

»Halt Utah da verdammt noch mal raus!« Hitze klettert meine Wirbelsäule hoch. Gleichzeitig zieht ein unangenehmes Kratzen über meine Stirn bis zur Schläfe, als die Wörter dort eingeritzt werden. Im Gesicht spüre ich die winzigen Schnitte intensiver als überall sonst.

Mason hebt abwehrend die Hände. »Gib mir nicht die Schuld.« Seine grauen Augen weiten sich mit gespielter Entsetzen. »Du weißt selbst, wie dicht ihr an der Grenze zu Whitehall liegt. Was, wenn jemand von den stummen Fischen beschließt, hierherzu-

kommen, weil sein Pferd lahmt? Dann sieht er dieses nette Schimpfwort da oben auf deiner Stirn.«

Automatisch taste ich mit meinen Fingern nach den Wörtern, die gerade dort erschienen sind. Die Silberfische reagieren auf Flüche noch abwertender als auf den goldenen Schimmer unserer Haut.

»Ganz genau«, sagt Mason und beißt sich auf die Unterlippe. »Und dann beschließt der stumme Fisch, dass die Schmiede jemanden mit reiner Haut gehören sollte. Denkst du, Utah oder du habt eine Chance, euch dagegen zu wehren? Wird sich jemand für Kyle Otega einsetzen, weil er so ein netter Kerl ist?«

Ich stelle mir vor, was passieren würde, wenn Utah die Schmiede verliert. Nicht nur das Geschäft – das gesamte Gebäude, unser Zuhause. Erneut vertrieben, nachdem ich mich in den letzten Jahren zum ersten Mal seit Langem wieder sicher gefühlt habe. Mason nickt, als könnte er meine Gedanken lesen.

Mein Körper versteift sich. Unwillkürlich werde ich an die Geschichten über Sirenen erinnert, die Seemänner mit ihrem Gesang hypnotisieren, bis ihre Schiffe an Felsen zertrümmern. Nur dass Mason nicht singt – seine Worte sind Waffen, von denen er ganz genau weiß, wie er sie einsetzen muss. Wenn er spricht, lässt er die Menschen glauben, seine Worte entsprächen den eigenen. Beinahe hätte er mich eingelullt und ich wäre gegen den Felsen gedonnert.

»Das ist Ruyas und deine Geschichte«, sage ich abwehrend. »Nicht meine.«

Masons graue Augen verdunkeln sich, als ich seine verstorbene Frau erwähne. Sein Kiefer zuckt. »Geschichten wiederholen sich.«

»So wie diese hier?« Erschöpft hole ich Luft. »Hör zu. Was damals mit Ruya passiert ist, tut mir leid. Sie hätte nicht sterben dürfen. Aber einen Krieg anzuzetteln, weil du glaubst, dass es kein Unfall war ...«

»So wie mit deiner Mutter?«

Masons Worte treffen mich wie spitze Pfeile in der Brust und setzen ein Feuer in meinem Körper frei. »Lass meine Mutter da

raus!« Mein Ruf zerreißt die Luft zwischen uns. Für einen Moment herrscht Stille.

»Kyle?« Utahs besorgte Stimme dringt von oben zu uns. »Alles in Ordnung?«

Ich schließe die Augen, um den roten Schleier zu verbannen, der sich auf meine Sicht gelegt hat. »Schon gut!«, rufe ich zurück. Utah hat genug Ärger. Er soll sich nicht auch noch um meinen Scheiß kümmern müssen.

Mit geschlossenen Augen atme ich tief ein und schmecke Metall auf der Zunge. Meine Fäuste zittern. Einatmen. Ausatmen.

»Ruya wurde von der Rosenwache ermordet«, sagt Mason.

Ich kneife die Augen fester zusammen. Sieht er nicht, dass ich kurz davor bin, ihm eine zu verpassen, wenn er nicht die Klappe hält? Vielleicht legt er es auch drauf an.

»Deine Mutter wurde ermordet.«

Der Schmerz seiner Worte zerreißt meine Konzentration. Meine Muskeln spannen sich an.

»Ermordet, weil ...«

»Lass gut sein, Mason.« Lonny's Stimme wirkt wie ein Dämpfer.

Ich öffne die Augen und atme aus.

Lonny nickt mir zu. »Tut uns leid, Alter.« Unter seinen Sommersprossen wirkt er blass. Er sieht zu Mason. Obwohl sie fast gleich alt sind, wirkt er plötzlich deutlich jünger.

Vielleicht, weil der Schmerz auf Masons Gesicht Jahre braucht, um sich auf solche Weise abzuzeichnen. Er richtet seine grauen Augen auf mich und das Glühen darin lässt nach. »Ich war der Meinung, wir kennen uns lange genug für die Wahrheit.«

Meine Selbstbeherrschung spannt sich wie ein dünnes Gummiband über einen Abgrund voll Zorn. »Verschwindet. Sofort.«

Mason sieht mich einen Moment lang an, ehe er nickt. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob er verstanden hat. Mit Lonny's Hilfe steht er morgen wieder vor meiner Tür. Doch fürs Erste scheint es zu reichen, denn er tritt den Rückzug an.

Lonny zieht den Kopf ein und dackelt ihm hinterher. »Mach's gut«, murmelt er beim Rausgehen.

»Ich würde dasselbe sagen«, rufe ich ihm hinterher, »aber ihr wollt ja immer gleich alles *besser* machen!«

Lonny lässt die Tür offenstehen, sodass der Wüstensand, der jede Falte der Stadt ausfüllt, hineingeweht wird. Das werde ich später alles wieder ausfegen müssen. Ich schmecke den Sand bereits auf der Zunge und verziehe den Mund. Meine Finger kribbeln und ich presse die Fäuste aneinander, um nicht gegen die Wand zu schlagen – sie trägt schon genug Spuren vergangener Wutausbrüche. Aber das Kribbeln lässt nicht nach. Meine Schritte poltern über den Holzboden und ich knalle die Tür zu.